

Evangelisches Wochenblatt



1715 Postverzeichniss. Dreizehnter Jahrgang. — Preis pro Quartal 50 4. Inf.-Gebühr pro Spaltige Zeile 20 4. Auflage 5100.

Nr. 28.

Neunkirchen, den 11. Juli

1886.

Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.

Luc. 15, 2.

Es gibt nichts, welches weniger zusammen paßt als: Der Herr Jesus und die Sünde; und es gibt nichts, welches mehr zusammen gehört als: Der Herr Jesus und der Sünder.

Die Sünde haßt der Herr aufs äusserste; er verdammt sie und belegt sie mit den schwersten Strafen. Er kommt selbst und streitet mit dem Herrn der Sünde, dem Teufel, einen Kampf auf Leben und Tod; und gottlob! er siegt.

Den Sünder aber liebt er aufs tiefste. Um ihn zu erretten, wirft er seinen Königsschmuck ab, mit dem ihn der Vater in der Ewigkeit Fülle geziert hatte, und zieht menschliches Bettlergewand an: Der Herr der Herrlichkeit wird der geringsten Jünger Diener. Er wird arm und elend. Und wenn er aus freien Entschluß da hängt am Kreuze, ausgestoßen von Himmel und Erde, bleich und blutend und durchbohrt an Händen und Füßen, ein Martirbild ohne gleichen, so erkenne, so fühle nach, wie lieb er uns sündige Menschen gehat hat: Nur die Liebe ist stark wie der Tod.

Wenn ein Mensch zur Erkenntnis seiner Sünde kommt, so ist er das elendeste Geschöpf von der Welt. Da hilft ihm nicht der Reichtum der ganzen Erde, nicht die Weisheit des größten Gelehrten, nicht die einflussreichste und ehrenvollste Stellung, die es gibt. Und wenn es ein Kaiser wäre, lernt er seine Missethat gegen Gott und Menschen recht einsehen, dann wird er so unglücklich sich fühlen, wie nur das ärmste und verlassenste Wesen sich fühlen kann. Er wird sich als ausgestoßen wahrnehmen von Himmel und Erde, von Gott und Menschen. Er sieht mit Schrecken, daß ihm nur ein Lohn gebührt, der Lohn der Verdammnis, daß er nur einen Ort vor sich hat, den Ort der Hölle, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht verlöscht. Ein Zittern wird durch seine Seele gehen. Und mit Recht. Es ist für ihn keine Hülfe. Keine? Doch! Einer ist da, der kann und will helfen: Das ist Jesus, der treue Heiland! Dieser nimmt die Sünder an.

Würde ein armer zerklumpter Bettler bei einem vornehmen Herrn sich melden lassen, so würde ihn dieser nicht empfangen wollen. Der Herr Jesus, der Vornehmste und Höchste, der Heilige und Wahrhaftige, er nimmt die elendesten, verachteten, unreinen Sünder

an, wenn sie nur zu ihm fliehen und rufen wollen: Ach mein Jesus, erbarme dich meiner! Es bricht ihm dann sein Herz, daß er sich ihrer erbarmen muß. Dieser nimmt die Sünder an.

Er nimmt sie an! Was heißt das? Lerne das an der großen Sünderin, die weinend zu dem Herrn kam. Er schenkte ihr Vergebung der Sünden und sprach: Sei getrost, gehe hin in Frieden. Lerne das an dem Schächer am Kreuze, dem der Heiland noch in seiner Todesstunde zurief: Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein. Macht dir das nicht Mut? Glaube es, der Herr wird auch dir dein blutendes Herz heilen und dein Sehnen und Verlangen nach Frieden stillen. Komm nur zu ihm! Er vergibt dir die Sünde und schenkt dir damit die Seligkeit hier und dort, daß du ganz fröhlichen Angeichts rühmen kannst: Ich bin bei Gott in Gnaden, Halleluja! Denn dazu hat er gelitten und sein Blut vergossen, daß er genug thäte für dich und dir Leben und unvergängliches Wesen aus lauter Gnade, ohne dein Verdienst und Würdigkeit, schenken könne. O des treuen Heilands, daß man von ihm rühmen darf: Dieser nimmt die Sünder an.

Er nimmt dich an, wie du bist, ja, mehr, er zieht dich an seinen Tisch und an sein Herz. Er trinkt dich mit seinem heiligen Blut und speist dich mit seinem heiligen Leibe im hochwürdigem Sacrament. So pflegt er dich mit den reichen Gütern seines Hauses und küßt dich mit dem Kusse seines Mundes. Freude und Wonne ist dein Teil in seiner Nähe. Und welch Entzücken einst, wenn er dich aufnimmt in seinen seligen Himmel, wo du mit Abraham und Isaac und Jakob zu Tische sitzen sollst! Dann wird es klingen in vielstimmigen Chor: „Selig sind, die zum Abendmahl des Lammes herufen sind.“

Und was sind das für Leute? Lauter arme, elende Sünder, aber gewaschen mit dem Blute des Lammes, und bekleidet mit den Gewändern des Heils: Jesus nimmt die Sünder an und isset mit ihnen. Mein Jesus, nimm auch mich an und halte mit mir das Mahl! Ich will dirs danken in Ewigkeit. Amen.

Sturm und Stille.

(Fortsetzung.)

Marie stand lange unbeweglich in der Stellung, in welcher ihr Bruder sie verlassen hatte. Dann aber nahm sie die unterbrochene Arbeit wieder auf; mit

zitternden Händen setzte sie die letzten Tassen auf die Servierbretter und wuschte den Tisch noch einmal ab. Dann überschaute sie ihr Werk noch einmal und seufzte tief. Gerne hätte sie den Rat ihres Bruders befolgt und den Schlaf aufgesucht; aber sie mußte zuvor ihr klopfendes Herz zur Ruhe bringen, ehe sie ihre müden Augenlider schließen konnte. Sie trat ans Fenster und öffnete es. Sie ließ die Augen über das mondbelegte Meer schweifen und hier und da auf einem der dunklen Punkte ruhen, die ihr die Stelle zeigten, wo ein Schiff auf die ersten Sonnenstrahlen wartete, um fröhlich die Segel dem Morgenwind zu öffnen. Alles draußen atmete Friede. Friede lagerte auf der weiten Meeresfläche und breitete seine Schwingen über Land und See, — über die weißen Häuser mit den fröhlich darin schlummernden Menschen, und über die Vögelin, die in der Lindentrone über ihr traumhaft zwitscherten. Nur in ihrem Herzen jagten sich fürmlich Gedanken des Hasses und der Bitterkeit und wollten nicht zur Ruhe kommen vor seinem sanften Hauch.

Da hörte sie plötzlich dicht neben sich ein knisterndes Geräusch und gleich darauf eine leise Stimme rufen: „Marie!“ Sie fuhr erschrocken zusammen und wollte schnell das Fenster schließen, aber eine Hand schob sich zwischen den Sims und Flügel und hinderte sie daran. „Rufe nicht, Marie!“ flüsterte die Stimme weiter. „Geh nicht fort! Ich habe lange auf den Augenblick gewartet; ich muß dich sprechen!“ —

„Was willst du hier mitten in der Nacht?“ rief Marie zum Tode erschrocken. „Warum kommst du nicht bei Tage? Warum schleichst du uns Hans wie ein Dieb? — Geh, und laß mich schliefen!“ —

„Habe ich dich bei Tage jemals sehen können? Dein Bruder treibt mich vom Hofe, so oft ichs verluche! — Marie, ich muß dich sprechen! Höre mich an!“ —

„Was willst du von mir, Heinz? — Zwischen uns ist längst alles aus; ich habe dir nichts zu sagen!“

„So höre mich doch an! — ich schrieb dir, ehe ich fortging, daß ich widerkommen wolle, sobald ich für dich und das Kind eine Heimat gegründet hätte. Du hast mir nicht darauf geantwortet.“

„Ich habe nie einen Brief von dir erhalten. Aber was hätte das auch nützen können? ich könnte dir doch nicht wieder glauben, Heinz!“

Er ging über ihre Antwort hinweg und sagte eifrig: „Es ist mir geglückt, besser, als ichs verdient habe, Marie. Haus und Hof stehen für dich bereit. Da habe ich dir geschrieben, ob du kommen wolltest! du hast mir nicht geantwortet. Deshalb komme ich selbst, um mir die Antwort zu holen. Du bist mein angetrautes Weib, Marie, und dein Kind ist mein Kind. Ich will alles wieder gut machen an dir, was ich unrecht gehandelt habe, wenn du mit mir in die neue Heimat kommen willst!“ —

„Rede kein Wort weiter, Heinz! — Laß mich zufrieden! — Ich könnte dir doch nie wieder glauben!“

„Du willst nicht kommen, Marie?“

„Nein, Heinz, nimmermehr!“

„Ich habe die weite Reise herüber gemacht, und nun ist das deine ganze Antwort, Marie?“

„Ich habe dich nicht gerufen, Heinz! Ich habe keine so guten Tage bei dir gehabt, daß ich mich danach zurücksehen sollte. Jetzt habe ich eine ruhige Heimat hier und der Junge hat einen Vater an meinem Bruder. — Laß uns zufrieden!“

Heinz holte tief Atem. „Aber du bist mein angetrautes Weib, Marie, und der Junge ist mein Kind so gut, wie deins!“

„Hast du an mir gehandelt, wie ein Mann an seinem Weibe thun soll? Sieh hier,“ sagte sie und legte die Finger auf eine alte Narbe auf ihrer Stirn, die von der Aufregung wieder rot geworden war und scharf von der weißen Haut abfiel, „ich trage die Wunden von deiner Hand noch an mir. — Und mein Bruder hat sich ein besseres Anrecht auf meinen Sohn erworben, als du, sein eigener Vater. — Nun geh, und laß mich das Fenster schließen!“

„Marie, ich will den Jungen! Wenn du nicht mitkommen willst, so will ich doch mein Kind!“ —

Marie zuckte zusammen und antwortete nicht gleich, und Heinz jagte ruhiger: „Glaube mir, Marie, ich weiß, daß ich unrecht an dir gethan habe! Ich bitte dich von ganzem Herzen, vergib mir! Gott hat mir vergeben, wie ich hoffe; willst du härter gegen mich sein, du, mein angetrautes Weib?“

Marie zitterte heftig. „Weider Gottes hast du recht, daß ich das Gesetz noch an dich bindet! Aber es soll nicht lange mehr dauern. Mein Bruder hat längst darauf gedrungen, daß ich mich scheiden lassen soll. Dann bist auch du frei und kannst eine andere nehmen: — thus in Gottes Namen, denn du brauchst eine Frau! Nur mich laß in Ruhe!“

„Marie!“ rief Heinz, aber sie fiel ihm hastig in die Rede.

„Zwischen uns ist alles aus, das merke dir ein für allemal. All dein Reden soll daran nichts ändern!“

„Und der Junge, Marie?“ —

„Der Junge? — Bist du ihm ein rechter Vater gewesen, daß du ihn von mir forderst?“

„Ich will ihm einer werden, Marie!“

„Heinz, du zwingst mich, zu sagen, was ich nicht sagen wollte. Der Junge wächst hier auf in guter Hut zu einem ordentlichen und lüchtigen Menschen, — du kannst nicht verlangen, daß ich ihn einem Vederjahm und Brandstifter überlasse, auch wenn er, leider Gottes, sein Vater ist. Wenn ich mich nicht anvertrauen kann, dem lasse ich noch viel weniger mein Kind. Laß sehen, ob das Gericht anders entscheiden wird!“ —

Heinz bebte am ganzen Weibe. Er hatte sich die äußerste Nähe gegeben, sich ruhig zu halten, aber ihre letzten harten Worte waren ihm zuviel. „Marie“, rief er heftig, „rede nicht weiter, oder —“

„So, was dir nicht gefällt, soll ich nicht sagen? — Du willst mir wohl gleich zeigen, wie mirs gehen würde, wenn ich so thöricht wäre, wie du denkst!“ Sie griff schnell nach dem Fenster, um es zuzuziehen. Heinz sah sie danach, um sie zu verhindern, sie aber rief mit Gewalt; mit einem heftigen Aufstog floh das Fenster zu, im selben Augenblick fuhr seine Hand flürend durch die Scheiben und er zog sie blutüberflüht zurück. —

Starb blühte Marie auf das zerbrochene Fenster, auf das Blut an Scheibe und Holzwerk. Heinz war verschwunden und der Nachwind blies kalt durch die Leffnung. Zitternd ergriß sie das Licht und eilte die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer. Hier kauft sie in einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht. „Nein, nein, nein!“ rief sie innerlich, als ob sie noch auf die bitende Stimme ihres Mannes antwortete. „Nun und nimmermehr geh ich mit! Und wenn Gott vom Himmel drein redete, ich gehe nicht mit!“

Langsam dauerte es, ehe ihre gewaltige Aufregung sich ein wenig legte. Dann trat sie an das kleine Bett, in welchem ihr Kind, ein hübscher Junge von acht Jahren, ruhig schlief. „Mein Kind! mein Kind!“ jagte sie leise, indem sie ihm mit der Hand sanft über die Wange strich, was habe ich gethan, dir solch einen Vater zu geben! — Aber du sollst ihm niemals, niemals überlassen werden!“ — Als sie die Hand fortzog, fuhr sie erschrocken zurück. Ein dunkler Wutflod zerfiel sich wie ein rotes Zeichen über ihres Kindes Wange, und als sie ihre Hand ansah, war auch diese mit Blut besetzt. „Das Blut meines Vaters!“ jagte sie laut vor Entsetzen. „O Gott, erbarme dich! — Strafe nicht das Kind um seinetwillen!“ —

Drei Monate waren vergangen. Heinz war im Dorfe geblieben, er hatte sich den Eingang in seines Schwagers Haus erzwingen, und was er in jener Nacht Marien heimlich gesagt, das hatte er im Angesicht des Tages laut wiederholt. Aber ihm war keine andere Antwort gegeben. Der Wirt hatte ihn hart abgewiesen, und Marie die Klage wegen Scheidung beantragt. Er hatte sein Söhnchen mehrmals gesehen, aber das Kind hatte strengen Befehl, niemals zu seinem Vater heranzugehen, so liebevoll ers auch an sich loden mochte. Der Sühnetermin bei dem Geistlichen war resultatlos geblieben. So sehr auch der erste Mann, der Heinrich und Marie einst getraut hatte, zum Frieden riet, Marie blieb fest. Der Pfarrer hatte eingehend mit Heinz gesprochen und die Ueberzeugung gewonnen, daß es dem Manne mit seiner Besserung Ernst sei, aber er konnte Marie nicht zu derselben Meinung bewegen, einmal, weil sie Heinz fürchtete, sodann aber auch der weltlichen Vorteile wegen, die ihr Bruder für das Kind in Aussicht stellte, wenn sie bei ihm bliebe. Sie nahm die Erinnerung an ihre Trübsal und an die heiligen Pflichten, die es ihr auferlegte, kalt an; sie hielt allen Ermahnungen entgegen, daß Heinz ja seine Pflicht gegen sie auch nicht erfüllt habe, und daß sie darum ihrer Pflicht los und ledig sei. Heinz behielt die Geduld länger, als alle, die ihn von früher kannten, ihm zugetraut hätten, aber er mußte sich schließlich fügen. So wurden beide einig, daß sie sich scheiden wollten, aber nun entbrannte der Kampf um das Kind. Beide Eheleute stellten den Antrag, es zu behalten, und wenn es zugesprochen werden würde, das war nun die große Frage. Marie hielt es mit leidenschaftlicher Liebe fest, und hoffte sicher, daß es ihr zufallen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Doppelfest der Gemeinde Neudorf.

(Schluß.)

Am Festtage angekommen, geht der Zug in die Kirche, so weit sie ihm Raum bietet, und sie hat bei einem Rauminhalt von 260 qm gegen 1000 Stehplätze. Fast ebenso viele, als die Kirche faßt, finden Raum vor dem Portale und vor der Oeffnung im Chor, in welche der Grundstein gelegt werden soll. Die Musiker besetzen den Turm und unter ihrer Begleitung klingen hinaus, das Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Der Pfarrer tritt an den Grundstein; sein Zert 1. Mos. 28, 16—18. Die Hauptgedanken waren folgende: Jakob träumt von der Himmelsleiter. Wir haben die Wirklichkeit vor uns, eine evangelische, eine Lutherkirche hier in Neudorf. Gewißlich ist der Herr

an diesem Orte. Jakob empfängt eine Verheißung. Wir erleben einen Tag der Erfüllung. Wie heilig ist diese Stätte! Jakob errichtet einen Stein zum Male und nennt ihn Beth-El. Wir legen einen Stein der Lutherkirche zum Gedächtnis erprobener Gotteshülfe mit dem Bekenntnis: Gewißlich ist der Herr an diesem Orte! Wie heilig ist diese Stätte! hier ist nichts anderes denn Gottes Haus! Wir gedenken vergangener Tage. Gäste waren die Unseren in Maßfakt und Kölln. Gäste haben nur Gastrecht, kein Eigentumsrecht. Darum kein Vorwurf gegen die Gemeinden, die wie Mütter ihre Gäste gepflegt, wenn sie uns mit leeren Händen und zum Teil nicht willig entlassen haben. Nur Dank dafür, daß sie uns als Mütter gebietet, aber Lob dem Herrn, der unsere Gemeinde herangezogen, sichtbar gesegnet auch mit zeitlichem Gute und sie hat erstarren lassen zu einer auf dem evangelischen Glaubensgrunde feststehenden und durch das Band des Friedens zusammengehaltenen Gemeinde. Gewißlich ist der Herr an diesem Orte! — Als Fremdlinge sind die meisten von uns hier eingezogen aus Gegenden, wo man von der Kirchennot der ev. Diaspora nichts aus Erfahrung weiß. Die Vergbehörde hat uns als Gäste in einem „Schlafhause“ nun schon 21 Jahre beherbergt. Ihr schulden und bringen wir unsern Dank; aber Lob dem Herrn, der uns als Gästen im fremden Hause Heimatsrecht gegeben bei sich, unter dem Eindruck der Knechtsgefall der ev. Kirche ihre innerliche Herzlichkeit und Kraft hat offenbar werden lassen, im Schlafhause uns nicht zum Träumen und Nühen im Genuße gemäßigter Güter, sondern zum Schaffen angeregt hat, daß wir nun diese Kirche bauen können, unser eigen Haus und Gotteshaus. Wie heilig ist diese Stätte!

Woher die Mittel? Vom Stift St. Annual 1250 M., von der Zivilgemeinde 4567 M., das Uebrige, abgesehen von dem, was unsere geringe Kraft vermochte, aus den reichen Liebesgaben unserer ev. Glaubensgenossen. Dieser Strom der sich über uns ergießenden Liebe hat uns fortgerissen, bei Ankauf des Kirchbauplatzes, mit nur 900 M. im Besitze, die Verpflichtung zu übernehmen, in 10 Jahren die Kirche zu bauen. Wir werden nicht zu Schanden mit unserm Vertrauen; noch stehen die Quellen dieser Liebesfülle; denn die Liebe Christi dringt den G.-A.-V. Wie heilig ist diese Stätte, nichts anderes denn Gottes Haus.

Lutherkirche der Name, nicht zum Anstoß, sondern als Denkmal des Reformators in der Diaspora und hier auf diesem für die ev. Kirche gewonnenen Boden, am Kreuzungspunkte der Wege, im Angesichte der Siegeshöhe von Spichern, von unserer ev. Schule, ein Denkmal nicht eines Heiligen, sondern eines Gottesmannes, der das Wort Gottes, das Wort von Glauben und Gnade, von Kreuz und Sieg uns wiedergegeben in seiner Reinheit. Dieses Wort sie sollen lassen stahn, die Prediger und Hörer an dieser Stätte, auch die, welche uns um dieses Wortes willen anstehen. Die Lutherkirche soll uns werden zur Stätte der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, der Erbauung zu einer Behausung Gottes im Geiste. Gewißlich ist der Herr an diesem Orte. Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus!

Nachdem die Festversammlung den Vers „das Wort sie sollen lassen stahn“ gesungen, folgte Verlesung des Textes der auf einer Bleiplatte eingravierten, in einer Blechtafel verschlossenen und in den Grundstein zu

legenden Urkunde, worauf dieselbe eingesenkt und der Deckel des Grundsteines aufgelegt wurde. Der leitende Baumeister Herr Kreisbaumeister Müller von Frau-lautern überreichte dann unter herzlicher Ansprache dem Ortspfarrer den Hammer; es folgten die üblichen Hammerschläge unter Begleitung von Bibelsprüchen und Gesangs der Geistlichen, Baumeister, Ehrengäste und Gemeindevorstellung, die Festversammlung stimmte den Choral „Jehovah, Jehovah, deinem Namen“ unter Musikbegleitung an, worauf die Feier mit Gebet und Segen schloß. Die zur Anschaffung von Glocken gesammelte Festkollekte hatte einschließlich einer späteren Zuwendung einen Ertrag von 154,31 M. Der auwesende Präses des Kirner G.-A.-V. überbrachte 50 M. als Gabe dieses Vereins. Allen Gebern unsern herzlichen Dank!

Die Nachversammlung, die dieser Kirchenfeier sich anschloß, gab dem Ganzen einen schönen Abschluß. Das Lokal überfüllt in allen Räumen, kaum ein Platz zu gewinnen für die Redner. Fr. Schimmel-senig präsidiert und wird die Versammlung mit dem Gesänge des Chorals „O, daß ich tausend Zungen hätte“ und einer Ansprache des Präsidenten, einem Rückblicke in die Anfänge der Gemeinde eröffnet; Fr. Dörmer bringt dem Kaiser die Huldigung, Fr. Fehner aus Malskatt, der einen unserer Muttergemeinden, illustriert die Zustände der Diapora aus eigener Erfahrung in seiner früheren Gemeinde Etterf an der Sieg, Fr. Ulrich aus Kölln, unserer anderen Muttergemeinde, aus seinen Erlebnissen in Rukenmoos in Oberösterreich. Gegen 7 Uhr verlassen uns die meisten unserer Gäste. Die Gemeinde Neudorf aber darf dieses Tages sich freuen und des Dankes nicht vergessen, den sie unserem Gotte schuldet für das, was er an ihr gethan hat. Wenn wir aber am römischen Allerheiligentage 1887 die Einweihung unserer Lutherkirche feiern, dann möge Gott geben, daß wir in eine schuldenfreie Kirche einziehen.

V.

„Kommt denn der Vater nicht?“

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von J. Ssenbed.

Es war Samstag Abend und die Fabrik wurde geschlossen. In hellen Scharen verließen die Arbeiter die Stätte, wo sie sechs Tage lang fleißig geschafft hatten. Alle hatten klingenden Lohn in der Tasche, und einige von den Leuten wurden an dem Thor der Fabrik von ihren Frauen erwartet, die nun gemeinsam mit den Männern ihre Einkäufe machen wollten. Ein großgewachsener kräftiger Arbeiter sah sich vergeblich nach seiner Frau um. Da sahste ein kleines Mädchen seine Hand und blickte schüchtern zu ihm auf. „Gomm, Vater!“ sagte das Kind, „Mutter hat mich geschickt, ich soll dich abholen, du möchtest gleich mit nach Hause kommen, der kleine Karl ist immer tranker geworden!“

Der Mann wollte mit dem Kinde fortgehen, als ihm ein anderer Arbeiter entgegentrat: „Na, deine Frau hat wohl Angst, daß du ihr durchgehst? Wilhelm schäme dich, so unter dem Pantoffel zu stehen! Komm lieber mit mir und spüle dir mal erst den Staub aus der Rehle!“

Der also Angeredete zögerte mit der Antwort; das Kind schien instinktmäßig eine Gefahr zu ahnen, denn es schmiegte sich fester an den Vater und sah den Verzweifelten schon an. Wilhelm schien mit sich zu kämpfen,

als er aber den höhnischen Blick des andern Arbeiters sah, ließ er die Hand seines Kindes los. „Geh immer voran, Mariedchen,“ sagte er, „ich komme gleich nach!“

„Du hast recht!“ fuhr er, sich an seinen Gefährten wendend, fort, „wenn ich nach Hause komme, höre ich doch nur Kindergeschrei. Das geht nun schon drei Nächte so. Aber lange will ich doch nicht fortbleiben, Franz, meine Frau hat zu viel Not mit dem kranken Jungen!“ Damit schob er seinen Arm unter den seines Freundes und ging mit ihm fort. Das kleine Mädchen sah den beiden Männern noch lange nach und machte sich dann leise weinend auf den Heimweg.

Wilhelm und Franz traten in einer Nebenstraße in ein Schanklokal. Dort saßen und standen schon eine ganze Menge älterer und jüngerer Leute, welche die gefüllten Schnaps- und Bier-Gläser in die Hände, die fufelbustende Atmosphäre mit Behagen einzuzatmen schienen. Die beiden Neuangekommnen wurden mit einem allgemeinen Halloh empfangen.

„Na, Franz, das ist doch mal ein vernünftiger Gedanke, daß du den Wilhelm mitbringst!“ sagte ein älterer Mann, dem das Lafter des Trunkes seine unverkennbaren Spuren in das ausgebunfene Gesicht geschrieben hatte, „nun wollen wir den Kopfhänger doch auch mal wieder zum vernünftigen Menschen machen!“

Damit reichte der Alte dem Wilhelm, der in der That den Kopf etwas hängen ließ und wohl Gewissensbisse empfinden mochte, sein Glas und fuhr fort: „Trink, alter Kronenjohn! Es ist nur einmal in der Woche Samstag, und da laß sich auch der solideste Ghemann eine kleine Erholung gönnen!“

Wilhelm goß den Inhalt des Glases in einem Zuge hinunter, und damit war auch der Bann gebrochen, der in dieser Umgebung auf ihm lag. Er wollte sich nun für lange Entbehrungen schadlos halten, und mit jedem Glase, das er austrank, mit jedem Wigwort, das er hörte, wurden alle Mahnungen seines Herzens an Frau und Kinder immer mehr betäubt und unterdrückt. Nach kurzer Zeit war er der ausgelassenste in dem ganzen Kreise und stimmte am lautesten mit in den Rundgesang ein, den sein Freund Franz vorschlug. Er bestellte gerade Grog für die ganze Gesellschaft, als eine kleine Hand seinen Arm berührte und eine schwache, zarte Stimme ihm zuflüsterte: „Vater, komm doch nach Haus, es ist schon zehn Uhr! dem Karl gehts immer schlechter, Mutter sagt, er wird wohl sterben, und dabei fragst er immer nach dir. Mutter hat auch kein Geld, und nun haben wir nicht mal Kohlen holen können, es ist so kalt in der Stube! — Komm doch mit, Vater.“

Der Vater schien die Klagen seines Kindes nicht mehr zu verstehen und stierte die Kleine mit blöden Augen an.

„Ach, helfen Sie mir doch, daß mein Vater mit mir nach Hause kommt!“ bat das Kind mit jammern-dem Blick umhersehend. „Ich habe ihn schon seit einer Stunde gesucht, bis ich ihn endlich gefunden habe. Unser kleiner Karl will sich ja sterben!“

Wilhelm schien kein Wort zu verstehen. „Was willst du denn, Mariedchen?“ lallte er.

„Du, dein Mädchen ist von einer guten Art!“ höhnte Franz, „die will auch schon mittrinken!“

„Ja, ganz recht,“ meinte der sinnlos betrunkene Vater. „Es ist wohl sehr kalt draußen, Mariedchen? Hier trinke mal, das wärmt!“

Die kleine hatte Mühe, sich des Sases zu erwehren, das ihr Vater ihr gegen die Lippen hielt; es gelang ihr auch nur, indem sie es heftig von sich schlug, und dabei stieß der Inhalt desselben aber.

„Schade um den schönen Stoff!“ meinte ein alter Säufler. „Gat dich das deine fromme Mutter gelehrt, kleine Kröte, daß du die gute Gottesgabe auf die Erde schüttelst?“

Alle erhoben ein höhnisches Gelächter; Wilhelm sprang auf und stieß Schimpfworte und Drohungen gegen sein Kind aus, das erkannte den Vater anah und ihn kaum noch wieder erkannte. Noch einmal bat das kleine Mädchen: „Komm doch mit nach Hause, Vater, der kleine Karl will dich so gern noch einmal sehen!“ Aber der Vater stieß das Kind mit einem schweren Kufde von sich. „Scher dich nach Hause.“ schrie er, „und sage deiner Mutter, sie solle dem Jungen den Mund stopfen, ich komme, wenn es mir poßt!“

Laut weinend ging Marielchen fort.

„Bravo, Wilhelm!“ schrieen die Trunkenen. „So ist es recht! Man muß zeigen, daß man Herr in seinem Hause ist!“

Der dampfende Grog kam. Das Trinken, Jöhlen und Fuchen wurde immer ärger. Nach und nach leerte sich das Lokal, aber Wilhelm blieb mit Franz und dem alten Säufler noch sitzen. Er war wieder ganz in der Gewalt seiner Kumpans, aus deren Händen ihn die lauffte, mahnende Liebe seiner Frau mit vieler Mühe errettet hatte. Alle guten Vorsätze, dem Kaster des Trunkes zu entlagen, waren vergessen und er glaubte sich wunder wie groß, daß er heute seiner Frau auch seinen eigenen Willen gezeigt. Seine beiden Genossen suchten ihn in dieser Ansicht noch zu bestärken und gaben ihm den Rat, heute Abend gar nicht nach Hause zu gehen.

„Komm, Wilhelm,“ forderte ihn Franz auf, „wir wollen weiter gehen und sehen, wo es sonst noch was gutes gibt!“

Taumelnd standen die drei auf und zahlten ihre Zeche, die für jeden einen bedeutenden Teil des Wochenlohnes ausmachte. Als sie aus der Thür traten, schlug die Uhr vom nahen Kirchturm zwöf. Ein scharer Wind wehte durch die öde Straße, und die kalte Nachtlust ließ Wilhelm zusammenschauern.

Auf der untersten der drei Steintrufen, die in das Lokal führten, saß zusammengesauert ein kleines Mädchen. Franz hieß ihm Platz machen und gab seinen Worten durch einen Fußtritt Ruchdruck, der das Kind fortjuchleuderte.

„Vater, hilf mir!“ wimmerte es.

„Bist du denn immer noch da, Marielchen?“ fragte Wilhelm mit sanfterer Stimme.

„Ich war schon zu Haus,“ versetzte das Kind stöhnend und weinend, „aber um elf bin ich wiedergekommen und habe hier auf dich gewartet, um dir zu sagen, daß der kleine Bruder Karl tot ist. Sein letztes Wort war: „Komm denn der Vater nicht?“

Erschüttert stand Wilhelm da, der böse Geist war von ihm gewichen, er erkannte Gottes Gericht. Nun stöhnte auch er, der starke, kräftige Mann, laut auf und sank dann auf die Steinstufe und weinte heiße Reuestränen. Sein blendender, fleiblicher Knabe hatte sterbend die Hände nach ihm ausgestreckt, während er sich wieder dem Kaster des Trunkes hingegen, dem zu entlagen er bei dem Leben seiner Kinder geschworen hatte. Da

trat Marielchen an ihn heran, schlang die kleinen Arme um seinen Nacken: „Weine nicht, lieber Vater! Sieh, die Mutter sagt, der kleine Karl ist nun ein Engel, und wenn wir auch sterben, kommt er uns entgegen und holt uns in den Himmel!“

„Höre nicht auf das Geträtz, Wilhelm!“ lachte Franz. „Nun mußt du erst recht mit uns kommen, denn wenn der Junge tot ist, läßt dir deine Alte doch gar keine Ruhe!“

„Meine arme, arme Frau!“ stöhnte Wilhelm. Dann sprang er, vollkommen ernüchert, auf und wouhte sich an Franz und den Alten: „Einmal habt ihr mich noch wieder verführt, daß ich nicht an meine Frau und Kinder dachte und auch meinen Schwur vergaß! Aber bei Gott, es war das letzte Mal! — Komm, Marielchen, wir wollen nach Hause zu der Mutter gehen!“

Der Vater nahm sein Kind auf den Arm, das sein müdes Köpfchen an seine Schulter legte, und schritt mit seiner leichten Last, wenn auch hin und wieder noch taumelnd, davon. In der kleinen Wohnung fand er die Frau vor dem Bette, in dem der tote Knabe lag. Aber kein Wort des Vorwurfs, keine Klage kam über ihre Lippen. Ein Blick auf das Gesicht ihres Mannes hatte ihr gezeigt, daß derselbe Gottes Mahnung und Gericht erkannte. Mit verdoppelter Liebe empfing sie ihn und stiegte und hielt ihn auf dem guten Wege.

Der Herr hatte ihr ein Kind genommen, aber ihr dafür den Mann wiedergegeben!

(Aus dem empfehlenswerten Korrespondenzblatt: „Die Arbeiter-Kolonie.“)

Wider den Branntwein!

Der Strafanstaltsdirektor Krohne erzählt in einem Vortrage folgende lehrreiche Geschichten: „Als ich vor 20 Jahren in den Strafanstaltsdienst trat, fand ich in der großherzoglich oldenburgischen Strafanstalt von einer Familie den Vater im Korrektionshaus, den Sohn im Zuchthaus, die Tochter im Gefängnis. Die Familie war mir bekannt, da ich in der Heimatgemeinde Geistlicher gewesen war; es war mir bekannt, daß diese Familie seit 1784 fast ununterbrochen aus der Arzeneikasse unterstützt worden war, und ich ersah nun aus den Registern der Strafanstalt, daß von dieser Familie stets mindestens ein Glied seit 1815 in der Strafanstalt gefesselt hatte. Zugleich war konstatiert, daß, soweit die Erinnerung zurückreicht, alle Glieder der Familie durch nimmehr vier Generationen dem Branntwein verfallen waren, und daß der Branntwein und nichts anderes die alleinige Ursache der Verarmung und der Verbrechen war. — Das andere Beispiel nehme ich aus meiner allerjüngsten Erfahrung: Bei uns sitzt in der Strafanstalt ein Bürche von 19 Jahren, dessen Vater, ein Trunkenbold, Weib und Kind mißhandelte. Die Kinder sind auf der Strafe auf und in Viederlichkeit, Arbeitsscheu und Diebstahl hineingewachsen. Die Mutter ist an den Folgen der Mißhandlung, der Vater am Branntwein untergegangen. Der Branntwein des Vaters ist die Ursache für die Verbrecherausbahn des Sohnes. — Da habe ich einen Möbelpolierer; er ist ein sehr geschickter Arbeiter, willig, fleißig, jeder Meister nimmt ihn gern; ohne Branntwein ein ordentlicher, ehlicher Mensch, der nichts Unrechtes unternehmen wird; sowie er aber den Dämon Branntwein auch nur gerochen, ist er machtlos jeder Versuchung gegenüber. Er nimmt, was ihm in den Weg kommt; ob es Nutzen

hat für ihn oder nicht, ist gleich. Er geht mit jedem, der ihn auffordert zu stehen, und ist natürlich regelmäßig der Taube und muß meistens die Geschichte ausbaden. — Da ist die große Zahl der Leute, deren gewaltiges Knochengestühl noch von vergangener Körperkraft zeugt, die mit zwei Jentnern auf dem Rücken Tag für Tag bis in den dritten Stock hinaufgestiegen sind: 35 Jahre alt, ist die Körperkraft dahin, der Brantwein hat sie ruiniert; sie reicht nicht einmal aus, um für sich selbst den kümmerlichen Lebensunterhalt zu erwerben; was bleibt übrig, als betteln oder stehlen? Zum Schluß seines Vortrags sagt Krohne: „Seien Sie versichert, wenn ich mir zuweilen die ganze Unsumme von Brantweinleud, die in den 20 Jahren meiner jetzigen Thätigkeit vor meinen Augen vorbeigezogen ist, vergegenwärtige und dabei bedauere, mit welcher Gleichgültigkeit, ja Frivolität diese Frage behandelt wird, dann bin ich zuweilen daran, am Verstand und Bestand unserer Gesellschaft zu verzweifeln.“

„Dir, dir, Jehovah, will ich singen“

war im Hause eines Freundes der Sonntagschoral. Das Anstimmeln desselben auf dem prächtigen Harmonium war für die Gäste des Hauses das Signal zum Erscheinen im Familienzimmer. Jeder Geburtstag erhielt erst die rechte Festimmung, wenn die versammelten Familienglieder mit dem Geburtstagslied in der Mitte aus freudebewegtem Herzen sangen: Dir, dir, Jehovah, will ich singen! — Einmal war er auf dem Meer fern von der deutschen Heimat das Erkennungszeichen für zwei deutsche evangelische Christen. Wir fuhren zwischen Madeira und St. Helena. Das Wetter war herrlich; über uns der wolkenlose Himmel mit der im vollen Glanze strahlenden Sonne, unter uns die tiefblaue See in majestätischer Ruhe sich ausbreitend, und mitten hindurch schnitt das gewaltige Schiff seine tiefen Furchen. Es war Sonntag. Sabbatstille lag auch über den Wassern. Da ging ich hinunter in den reich ausgestatteten Salon, setzte mich an das Piano, griff in die Tasten und: „Dir, dir, Jehovah, will ich singen!“ hallte es im weiten Raum. Sofort fiel eine Stimme ein. Ich schaute verwundert umher. Da sah eine Dame bei ihren Kindern an einem der Tische. Sie bemerkte meine Verwunderung und lächelte mir freundlich zu. Da durchzog eine freudige Ahnung meine Seele: sie war eine deutsche Protestantin. Die Klänge des deutschen Choralis waren ihr ins Herz gedrungen. Sie war aus Dortmund gebürtig, war mit einem englischen Arzte im Innern Sibirias verheiratet, hatte ihre alte Heimat wieder aufgesucht und war nun auf der Rückreise begriffen.

Des Gottesfriedens Heimat sei dein Haus.

Glücklich zu werden ist der stärkste Wunsch jedes menschlichen Herzens. Gott selbst hat dieses Verlangen nach Glück als den mächtigsten Trieb in unsere Seele gelegt, aber zugleich dafür gesorgt, daß kein Mensch die volle Befriedigung dieser Sehnsucht nach Glück auf Erden schon genießen kann. Das vollkommene, durch nichts getrabte Glück sollen wir erst im Himmel finden. Gute Menschen können aber schon auf Erden in gewissen Grade glücklich werden. — Dem Glück der Häuslichkeit gleicht keines. Der ist der Glückliche, er

sei ein König oder ein Geringer, dem im eigenen Hause das Wohl bereitet ist. Im Kreise einer guten Haushaltung ist tausendfache Freude. Nicht reicher Besitz und viel Geld, nicht große Vergnügungen und Freuden machen das häusliche Glück aus. Das wahre häusliche Glück besteht darin, daß alle, Vater, Mutter und Kinder, mit ihren häuslichen Verhältnissen zufrieden sind, ihr Wohlbehagen im Hause finden und am häuslichen Leben ihre Freude haben. — Die Hausfrau ist an erster Stelle berufen, des Hauses Glück zu begründen. Darum möge sich jede Hausfrau eifrig bemühen, die Tugenden zu erlangen, die zu ihrem und der Ihrigen Glück nötig sind! — Fromm, weis, bescheiden, bescheiden, bescheiden! Laß Liebe und Vertrauen zu deinem Manne nie aus deinem Herzen schwinden! Ertrage seine Fehler mit Geduld! Sei immer offen und aufrichtig gegen ihn und laße Argwohn nicht in dir aufkommen! Sei stets milde und freundlich! Ein fromm, fleißig, warm, reinlich Weib ist des Hauses Ziel! Lebt du diese Tugenden, so wirst du selber die Quelle des Glückes in deinem Hause. Ein wahrer Segen für Mann und Kinder werden. Nicht Mißgunst und Verleumdung können einwirken auf deinen Familienkreis, denn des Gottesfriedens Heimat ist dein Haus.

Aus nah und fern.

L. — Es gibt in jeder Zeit Gedanken und Ideen, die dieselbe beherrschen und die sich als die eigentlich treibenden und wirksamen Mächte in ihr bewiesen. Man kann sie beklämpfen, sie müssen sich durchringen, viele kurzschichtige Leute leisten ihnen Widerstand oder erkennen ihre Bedeutung nicht, aber schließlich unvermeidlich sie sich doch und tragen den Sieg davon. So ist es auch in unserer Zeit. Ein solcher treibender Gedanke ist der **nationaler**. Er hat am 30. Juni einen großen Schritt vorwärts gethan und einen weiteren Sieg errungen. In diesem Tage ist die regelmäßige Verbindung mit Ostasien und Australien ins Leben getreten, für welche der Reichstag am 15. Jahre 4 Mill. 4 jährlich bewilligt hat. Unter großen Festlichkeiten ist das erste der dafür bestimmten Schiffe, die „**Ober**“, von Bremen aus in See gegangen, begleitet von den wärmsten Wünschen der in großer Zahl dort anwesenden Festgäste, an deren Spitze sich der Minister von Bülow befand. Die größte deutsche Schiffahrtsgesellschaft, der „Norddeutsche Lloyd“ in Bremen, hat den Betrieb der gesamten Linie übernommen und alle Maßnahmen so getroffen, daß nicht allein schnelle, zuverlässige und regelmäßige Fahrten verbürgt sind, sondern die neuen deutschen Linien an Fahrgeldmildheit die ausländischen überbieten. Jener Tag ist darum ein glückseliger und hoffnungsvoller für die Entwidlung der ganzen völkertlichen Stellung Deutschlands auf dem großen Weltmarkt. Es stellt sich als gewiß und beſtätigt hin, in allen Weltteilen der Wettbewerb mit dem Auslande in Industrie und Handel anzunehmen und sich neue Absatzmärkte zu erobern, was um so notwendiger für uns ist, weil unser wirtschaftliches Leben immer noch an der auch in der letzten Thronrede hervorgehobenen Ueberschuldung krank und überdieß selbstmitleidig in der Heimat nicht zur Besserung kommen können. So ist jetzt alle Welt mit dieser neuen Einrichtung höchlich einverstanden, auch die ehemaligen Gegner. Und doch hat bekanntlich gerade diese neue Dampferlinie am Reichstage von den Oppositionsparteien den heftigsten Widerstand erfahren. Es ist nur der Energie des Reichskanzlers zu verdanken, daß sie endlich durchgedrungen ist. Es war bei den Verhandlungen darüber, als er keine ständige und durchschlagende Rede hielt, in der er den „Höhr“, d. h. den alten deutschen Huh und Erbförder der Rackettsucht, vor das Gericht der Geschichte stellte, der seine Abhängigkeit von den konstitutionellen und Stammesverhältnisse und dem Parteienwesen im Reichstage finde und die erlangen Einheit totzuschlagen drucke. In derselben Rede erklärte er seinen berühmten Rufus an die deutsche Jugend: „Lasset Sie mich erst einmal alle sterben, dann sollen Sie leben, wie Deutschland in Ror kommen wird. Wir sind alle noch zu sehr erfüllt vom Parteiampfessorn. Aber ich habe namentlich in der Jugend, die unter den Einwirkungen der großen Zeit standert hat, die unser Kaiser an der Spitze seines

Herres herbeiführte, das Vertrauen, daß sie mit anderen Augen auf die heutige Politik zurückblicken wird."

Der Mensch lebt aber nicht vom Brod, auch nicht von wirtschaftlichen Fragen allein, sondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes geht: darum ist der andere treibende Grundgedanke unserer Zeit der **religiöse**, der **christliche**. Und in dieser Hinsicht leben wir **evangelische** besonders, wie die Nothwendigkeit einer würdigeren, angemesseneren und ihrem innern Wesen mehr entsprechenden Stellung unserer Kirche allen Einrichtungen sich immer mehr aufdrängt. Wir meinen, daß auch dieser Gedanke sich ähnlich wie der nationale Bahn brechen und diese Frage nicht eher wieder verschwinden wird, bis sie, wenn auch vielleicht unter vielen Kämpfen, in rechter Weise ihre Lösung gefunden hat. Sie ist im Herrn auf eine noch für uns vor Theilnahme zur Verhandlung gekommen. Graf Zieten konsultirte, daß sich die evangelische Kirche in einem Fortschritte befinde, der durch den Kulturkampf seinen Höhepunkt erreicht habe. Die Behauptung von der Parität beider Kirchen sei ein Märchen, denn die kathol. Kirche sei als Primat, die evangel. als Nebenbrödel behandelt worden. Das die Gewährung reichlicher Mittel betreffe, so sei auf die Leistungen für die kathol. Kirche hinzuweisen: der Bischof erhalte 36000 M., ein Generalvikar einundzwanzig, der seine Thätigkeit im Nebenamt ausüben müsse, 2400 M. Auf der übrigen Seite wurden wieder die Befürchtungen über Bistumsverfall, Beeinträchtigung der Gewissenfreiheit u. dgl. ausgeprochen, die aber doch mit einer mehr der Parität entsprechenden Auslastung unserer Kirche nichts zu thun haben. Der aus größerer Selbständigkeit der evangel. Kirche gerichtete Antrag von Alt-Hegow wurde mit großer Mehrheit angenommen. Die Minister hätten alle vor der Beratung den Saal verlassen. Wie reichlich die römische Kirche fällt, zumal auch in unremittirten Ländern, geht u. a. auch aus der Mund- oder fast Triumphrede des Aelter Bischofs Dr. Kremenz und seinen dabei abgehaltenen Reden und Ansprachen hervor. In seinem Vortrage bei dem großen Festmahl in München betonte er die Zufriedenheit, die der Kronprinz durch seinen früheren Besuch im Vatikan, der Kaiser durch die Uebertragung des Schiedsrichteramtes dem Papste dargebracht habe; solche Vorgänge erklärte er für Zeuge, die mehr wert seien, als gewonnene Schlachten, und ließ schließlich den römischen Papst vor unserm deutschen Kaiser hochheben. — Solche Dinge sind für unsere jetzige Lage sehr bezeichnend.

Der bayerische **Prinzeigentum**, dessen Regentenschaft inunmehr rechtskräftig geworden und durch seine gesetzliche Berechtigung bestätigt ist, hat den Landtag mit einer Erklärung geschlossen, die durch ihren streng verfassungsmäßigen und warmen patriotischen Ton sehr beifällig und über die Fortwähren des Regenten beruhigenden Aufschluß gegeben hat. Sie schloß mit den Worten: „Wir glauben in der engen Verbindung, in der sich Bayerns Volk auch in der gegenwärtigen Zeit höchster Prüfung mit seinem Herrscherbande weis und fähig, eine unzulässige Genährigkeit erkunden zu dürfen, daß mit Gottes Hilfe immer unserer Regentenschaft dem bayerischen Staate im festen Verbande mit dem Deutschen Reich Zeiten des Glücks und des Segens beschieden sein werden.“ Das Ministerium hat, das seine Entlassung eingereicht, doch besworellt man nicht die Wiederernennung desselben.

In **Frankreich** ruft das Gebahren des Kriegsministers General Boulanger Aufsehen und Befremden hervor, der überall im Lande umherreist und große radikale Reden hält, die ihm nicht selten höheren Offiziere auf alle Art aus ihren Stellungen zu bringen sucht und ein sehr ehrsüchtiger Herr zu sein scheint, der um jeden Preis viel von sich reden machen will. Er scheint die Armee möglichst auf seine Person setzen zu wollen. Es ist schon der Veracht aufseht, daß er es möglichweise auf einen Staatsstreich im Interesse der Orleans abzieht.

England ist in großer Erregung unter dem Einfluß der eben in Gange befindlichen Parlamentwahlen, durch die sich die irische Lebensfrage entscheiden und das englische Volk seine Willensmeinung kundgeben soll, ob es mit oder gegen seinen Premierminister Gladstone gehen will.

— **Wellesweiler**, 5. Juli. Schöne, bedeutungsvolle Tage liegen hinter uns. Am Donnerstag, den 1. Juli, abends 6 Uhr, fand die feierliche Einholung unseres ersten eigenen Pfarrers, Herrn Doltbäcker, statt und am folgenden Sonntag wurde derselbe durch den Herrn Superintendenten Billeßen in sein Amt feierlich eingeführt. Dieser Tag gestaltete sich zu einem um so erheben, als wir, da der Gottesdienst wegen des Brandschadens an der Kirche $\frac{1}{2}$ Jahr lang im engen Schulsaal hatte abgehalten werden müssen, zum ersten Male wieder in das erneuerte und schon geschmückte Gotteshaus einziehen konnten, wofür dem Herrn Zimmermeister Trapp in Neunfirchen, welcher

die Renovierungsarbeiten stillvoll und reich ausgeführt, wärmer Dank gebührt. Die Kirche war denn auch so gefüllt, daß kaum ein Stehplatz frei blieb. Nachdem ein Männerchor das Lied „Mit dem Herrn sang alles an“ vorgetragen und die Gemeinde „Glorie den Herren“ gesungen hatte, hielt Herr Fr. von Schwen die Liturgie und nach nochmaligem Gemeindegefang trat Herr Superintendent Billeßen mit dem neuen Herrn Pfarrer vor den Altar und führte denselben in sein Amt ein, indem er im Anschluß an Luc. 10, 5, 6 die Friedenshaftigkeit des Evangeliums nach Inhalt, Ausrichtung und Erfolg zeichnete. Darauf sang ein gemischter Chor eine weißbrotte Hymne und nun richtete Herr Pfarrer v. Schwen ein Abschiedswort über 1. Cor. 15, 58 an die Gemeinde. Nach nochmaligem Gemeindegefang hielt unser neuer Pfarrer seine Verbindungsrede über 1. Thess. 2, 9—13, worin er ausführte, was die Gemeinde von ihrem Pfarrer und der Pfarrer von der Gemeinde erwarten dürfe. Mit dem Liede „Zehovah“ schloß die erhabende gottesdienstliche Feier. Gegen 1 Uhr fand dann im Gasthause des Herrn J. Dorst ein festmahl, woran sich ca. 40 Personen beteiligten. Der Herr Superintendent brachte das begeistert aufgenommene Doch auf St. Maj. den Kaiser aus und dann folgten noch manderlei ernste und launige Reden, wie es bei einem deutschen Geimahl guter Brauch ist. Möge denn unsere aus der jahrhundertlangen Verbindung mit der Muttergemeinde Neunfirchen in Frieden ausgehende Gemeinde unter Gottes Segen äußerlich und innerlich wachsen und gedeihen und unterm ersten eignen Hirten eine lange und segensreiche Thätigkeit unter uns betreiben sein! Das wolle Gott!

— **Ein freier Nachbar** in den Berliner Gemeinden, der bisher noch weniger bekannt gewesen, ist neulich auf einer Synode von einem Hülfsprediger aus Licht gezogen worden, nämlich in Berlin werden jährlich über 17000 Leichen ohne jede geistliche Beileitung begraben, eine Menge Leichen erwaigener Evangelischer; ohne jedes Gebet einfach so zu lagen einzufrachten. Es wird die Anstellung von besonderen Begräbnisgehilfen empfohlen. Wie ein kirchlich Begräbnis auch der Aermsten bezaugt zu sein, ist nicht ohne einen Reiz der Bittg gegen die Betrachter, sondern auch eine Pflicht der rettenden Liebe gegenüber den Hinterlassenen. Wo man die Toten einfach einzufrachten läßt, muß man sich nicht wundern, wenn die Lebenden immer weniger des Lebens sicher sind vor Krebsleiden, die ein Menschenleben immer geringer schätzen.

— In **Darmstadt** hat der liberale Kirchenvorstand die weitere Benutzung der Stadtkirche zum Sonntagskinder Gottesdienste, welcher bisher von etwa 400 Kindern besucht wurde, unzulässig, weil das Zusammenkommen des Baterners katholischer Art, die Befürchtung dem Lebstadt nicht angeboren und man für ihre konfessionelle Richtung keine Bürgschaft habe. Das heißt doch liberal und bekenntnistreu zugleich!

— In der Kolonie für Epileptische **Verthel** bei Bielefeld sind jetzt um die Anstaltskirche der gegen 800 kranke Leute in mehr als 40 größeren oder kleineren Familienhäusern versammelt. Nur in den für Pensionäre aus bevorzugten Ständen bestimmten Stationen wird ein volles Bienenstock besetzt, so daß diese Häuser keiner Zuschüsse bedürfen. Für alle übrigen gilt der Heimhof, das Armut nicht von der Aufnahme in der Kolonie ausschließt, sondern dieselbe erleichtert; ja, 148 Kranke werden ganz umsonst versorgt. Es sind ca. 220 bereits blinde Epileptische und 140 Schullinder vorhanden, welche letztere in sechs verschiedenen Klassen unterrichtet werden. Aufgenommen werden im ganzen bis jetzt 197 Epileptische, davon wieder entlassen: als geheilt 145, abgestorben 453, nicht genesen 341, gestorben 259. Die Schuldenlast der Kolonie ist leider noch eine sehr bedeutende, und dieselbe bedarf eines jährlichen Zuschusses von 150000 M.

— In den erfreulichsten Bestrebungen der Neuzeit gehört das Bemühen, die schlechte Presse durch eine gute Presse zu überwinden und so weit als möglich zu verdrängen. Mit Recht hat Ober-Kirchenrat **Rühbauker** gesagt: „Die Presse muß aus Gesichtspunkt jetzt zur Kangel werden und, wenn ich einen guten Zeitungsartikel schreibe oder ein gutes Blatt verbreite, so dient es meinem Gott gerade so gut, wie wenn ich eine Predigt halte.“ Der Verein für christliche Volksbildung im Rheinlande, dessen Vorsitzender **Dr. Fr. Dr. Roscholl** in Köln, und dessen Schriftführer **Hr. Leo Weber** in Gladbach ist, das eine vierjährige Thätigkeit hinter sich. Er hat in einer großen Zahl von Städten der Rheinprovinz und Westfalens und darüber hinaus Vorträge gehalten, um die Sache der Arbeitervereine zu fördern, und demnach ist es sich zur Aufgabe gemacht, Flugblätter christlichen Inhalts in möglichst weiten Kreisen zu verbreiten. Schon im ersten Jahre hat er 17000 Blätter abgelaßt, im zweiten 48555, im dritten 34800, im vierten 21437. Dieselben, bis jetzt 44 an der Zahl, sind in ferniger, vollständiger Sprache

